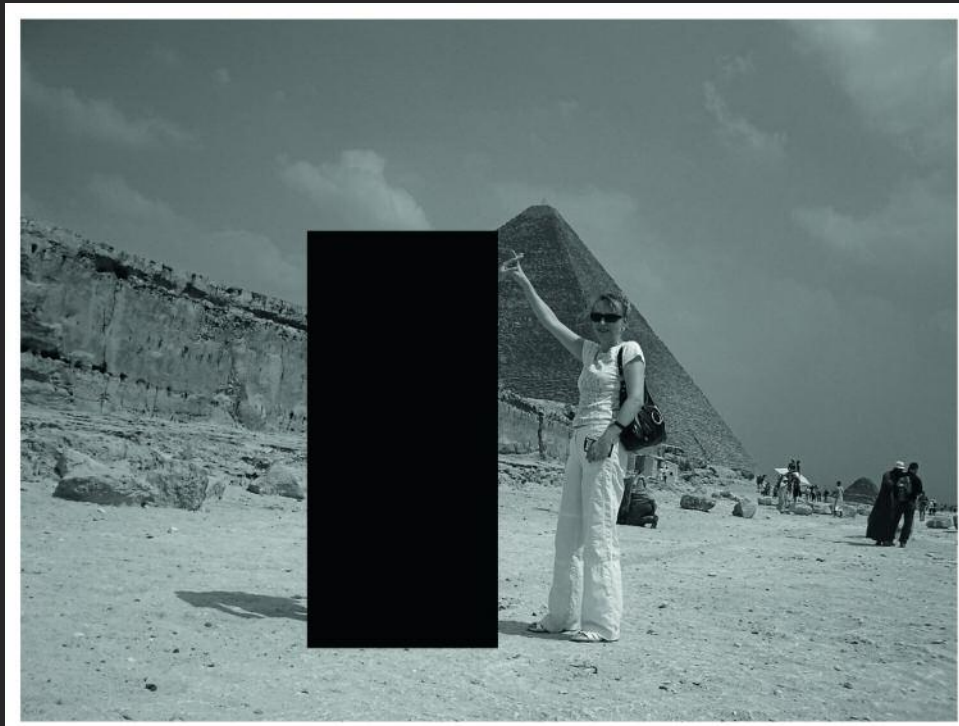


# Die Leerstelle



**Sie freuen sich auf den gemeinsamen  
Lebensabend. Dann stirbt der  
Ehemann. Ganz plötzlich. Und die  
Witwe verliert ihren Lebensinhalt.**

TEXT KRISTIN HAUG

**ZUM ERSTEN MAL** seit vielen Jahren übernachtete ich im selben Raum wie meine Mutter und höre auf ihren Atem. In dieser Nacht will ich sie nicht allein lassen, sondern über ihren Schlaf wachen, der noch ruhig ist und ihr für kurze Zeit Schutz bietet vor dem, was sie bald wieder einholen wird. Sie ist blass, ihre Augen sind vom Weinen angeschwollen, und sie wirkt in ihrem Ehebett klein und zerbrechlich.

Ich kann nicht schlafen, weil ich Angst davor habe, sie könnte aufwachen. Denn dann wird die Erinnerung an das zurückkehren, was am Vortag passiert ist. Es wird sich in ihr festsetzen wie ein bösartiger Tumor, den ihr niemand herauschneiden kann und mit dem sie von nun an leben muss. Und ich habe Angst davor, dass sie aufhört zu atmen und von einem auf den anderen Moment sterben wird, so wie ihr Mann am Tag zuvor.

Wenn etwas Schlimmes passiert, weiß man immer noch genau, was man an diesem Tag getan hat, ganz gleich, wie viele Jahre ein Ereignis zurückliegt. Günter ist jetzt seit einem Jahr tot. Gestorben mit 57 Jahren an einer Lungenembolie.

Er hatte plötzlich keine Luft mehr bekommen und um Hilfe geschrien. Die Rettungskräfte brauchten 20 Minuten, bis sie da waren. Eine Zeitspanne, die für meine Mutter zur Ewigkeit wurde. Sie fragte sich, warum Günter in diesem kleinen Ort in Hessen wohnen musste und nicht in der Großstadt, wo die Krankenwagen schneller ihr Ziel erreichen.

Als mich mein Bruder an jenem Nachmittag anrief, rezensierte ich ein Buch, das davon handelte, wie man Gemüse im Garten anbaut und daraus einfache Gerichte kocht. Ich saß in der Redaktion in Hamburg, mein Bruder bat mich darum hinauszugehen, er sagte zu mir: „Gleich wird alles anders.“ Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, was er damit meinte, weil sofort darauf drei Worte kamen, die mich in die Knie sinken ließen: „Yogi ist gestorben.“ Yogi war Günters Spitzname, den er schon als Kind bekommen hatte, weil er alle mit seiner lebenswürdigen Art an die Comicfigur Yogi-Bär erinnerte.

**ICH WAR BIS DAHIN** kaum mit dem Tod in Berührung gekommen. Und nun hatte er meiner Mutter das geraubt, was für sie am wichtigsten im Leben war. Mit Günter hatte sie sich eine neue Welt aufgebaut, in der sie sich sicher fühlte und geliebt wurde. Endlich wieder. Sie war nach der Scheidung von unserem Vater acht Jahre lang allein gewe-

sen, zog meinen Bruder und mich Anfang der Neunzigerjahre ohne Hilfe auf. Unseren Vater sahen wir an den Wochenenden, fuhr ab und zu mit ihm weg, für uns blieb er immer wichtig.

Meine Mutter brauchte Jahre, um wieder zu sich zu kommen. Von der Liebe, von der Ehe, vielleicht sogar von sich selbst enttäuscht, fühlte sie sich vom Leben betrogen. Niemals hätte sie eine Kontaktanzeige in die Zeitung gesetzt. Die Angst, verletzt zu werden, war einfach zu groß.

Sie rettete sich in Arbeit. Wochentags die Sparkasse von früh bis zum Abend, Umsätze machen, Quartalsvorgaben erfüllen. An den Wochenenden putzte sie die Wohnung. Sie war damals sehr mit sich selbst beschäftigt und hatte wenig Zeit für meinen Bruder und mich. Ich verstand das. Wenn ich in ihrer Küche kochte oder backte, machte sie das ebenso nervös wie ein benutztes Glas, das herumstand, oder ein Löffel, der im Besteckkasten fehlte. Zugleich hielt sie meinen Bruder und mich fern von ihren Problemen, ließ uns kaum merken, wie sie fühlte.

Eines Tages zeigte mein Bruder unserer Mutter ein Chatprogramm. Günter tauchte dort auf, weil er sich ebenso wie sie für Reisen interessierte. Die beiden schrieben sich zunächst Nachrichten – für meine Mutter eine perfekte, weil anfangs anonyme und ungezwungene Form der Annäherung. Das Date bestand so nur aus aneinandergereihten Sätzen, die sie leicht an sich heranlassen konnte. Jeden Abend saß sie nun vor dem Computer und chattete mit Günter über ihre Vergangenheit, über meinen Bruder und mich, über die Arbeit. Als das Internet einmal zusammenbrach, rief sie ihn an, weil sie das Gespräch nicht unbeendet lassen wollte. Danach telefonierte sie täglich stundenlang, schließlich trafen sie sich zum ersten Mal – auf der Wartburg. Er lebte zwischen Frankfurt und Gießen, sie in Südthüringen, da lag Eisenach genau in der Mitte.

Günter durchbrach mit seiner Zuneigung den Panzer meiner Mutter, der sie durch ihren Alltag trug. Er gab ihrem Leben etwas zurück, das ihr acht Jahre lang gefehlt hatte: das Versprechen darauf, dass das Dasein mehr zu bieten hat als Kleinstadt, Kinder und Arbeit. Nämlich Liebe. Nach fünf Jahren haben die beiden geheiratet, bis zu seinem Tod hatten sie 14 gemeinsame Jahre.

Durch Günter gewann meine Mutter eine Leichtigkeit, die ich nie zuvor an ihr wahrgenommen hatte. Sie war ausgeglichener, weniger gestresst, freute sich auf die Wochenenden, an denen sie sich sahen. Schnell wurde er zum wichtigsten Men-

schen für sie. Günter war im Schichtdienst tätig. Die beiden führten eine Fernbeziehung und sahen sich, sooft es die Arbeit zuließ. An allen anderen Tagen telefonierten sie, meist zwischen 19 und 20 Uhr. Ich studierte in dieser Zeit in Jena, und wenn ich mal fragte, ob mich meine Mutter besuchen kommen wolle, sagte sie, Günter sei am Wochenende bei ihr oder sie fahre zu ihm.

Günter kümmerte sich, wenn meine Mutter Probleme mit dem Computer oder dem Fernseher hatte. Sie half ihm mit dem Haushalt. „Wir führen eine Fernehe“, sagte sie immer. Als er zu seinem Firmenjubiläum zwei Freiflüge geschenkt bekam, lud Günter meine Mutter nach San Francisco ein – sie hatte immer davon geträumt, einmal im Leben über die Golden Gate Bridge zu laufen.

**AN DIESEM NACHMITTAG**, als die Rettungskräfte ihn mitnahmen, war meine Mutter wie in Trance, steif vor Schock, wie sie sagt. Sie durfte nicht ins Krankenhaus mitfahren, blieb in Günters Haus zurück und rief jeden an, den sie erreichen konnte, ihre Schwester, dann ihren Vater, meinen Bruder. Dann Günters Bruder, dann ihre besten Freundinnen und zwei seiner Freunde. Sie sagte, es sei etwas Schlimmes passiert. Da wusste sie noch nicht, dass er es nicht schaffen würde. Gezittert habe sie nicht, als sie die Nummern wählte, sagt meine Mutter. Aber wahnsinnig geheult. Zwei Stunden später rief jemand aus dem Krankenhaus an, ihr Mann sei leider gestorben.

Eine Freundin brachte mich an diesem Tag von der Arbeit nach Hause, packte mit mir ein paar Sachen, begleitete mich zum Bahnhof und wartete in der Kälte, bis der Zug abfuhr. Vier Stunden dauerte die Fahrt nach Hessen, bei der ich versuchte, mich abzulenken, indem ich an einem dicken Winterschal strickte, Masche um Masche.

Ich ärgerte mich, dass ich meinen Vater nicht erreichen konnte. Irgendwann ging seine Frau an sein Handy, er könne gerade nicht reden, weil er Auto fahre. Da schrie ich sie aus voller Verzweiflung an: „Yogi ist tot!“ Ich wollte meinen Vater bei mir haben, er sollte mich beschützen. Dabei war ich es nun, die stark sein musste, um meiner Mutter Schutz zu bieten.

Sie war allein in Günters Haus, als sie von seinem Tod erfuhr. Wie kann ein Mensch das aushalten, im Zuhause des anderen, wohin er nie wieder zurückkehren wird? Meine Mutter hatte ein paar Wochen zuvor aufgehört zu arbeiten. Sie war in Altersteilzeit gegangen, wollte Günter nun öfter sehen, nicht mehr nur an den Wochenenden oder im Urlaub. Immer wieder kamen mir die Tränen bei diesen Gedanken.

Mein Bruder holte mich vom Bahnhof ab und nahm meine Hand, als wir zum Auto gingen. Auf dem Weg zu Günters Haus erzählte er mir, wie sie am Nachmittag auf die Intensivstation gegangen waren, um ihn zu sehen. Günter lag unter einer weißen Bettdecke in einem Raum ohne Stühle. Den Ehering hatten sie ihm abgestreift und in einem weißen Umschlag auf seinen Körper gelegt. Meine Mutter sagt, in diesem Moment habe sie ihn bitten wollen, doch jetzt wieder aufzuwachen.

Als ich in Günters Haus trat, kam sie mir in einem leuchtend orangefarbenen Pulli entgegen, die Farbe erschien mir heftig und grell. Am Morgen erst war sie mit Günter aus dem Karibikurlaub zurückgekommen. Ich umarmte meine Mutter, spürte ihre Knochen unter dem Pullover, mir wurde von ihrer Zerbrechlichkeit übel.

**AM MORGEN NACH** dem Todestag stehe ich als Erste auf. Ich halte es nicht aus, weiter neben ihr zu liegen, denn ich fürchte mich vor dem Moment, in dem sie feststellt, dass alles kein Albtraum ist. In der Küche steht noch Günters Kaffeetasse vom Vortag. Später fahren wir gemeinsam nach Thüringen, zurück in das Haus, in dem meine Mutter lebt. Ich bleibe eine Woche bei ihr, kaufe Blumen, backe einen Birnenkuchen mit Ahornsirup, koche Nudeln mit

## BUCH

JORGE BUCAY: „**Das Buch der Trauer. Wege aus Schmerz und Verlust**“. Fischer Taschenbuch; 272 Seiten; 16,99 Euro.

Tomatensoße. Ich will, dass sie wenigstens einmal am Tag etwas isst.

Nach der Beerdigung fahre ich zurück nach Hamburg. Jeden zweiten Tag rufe ich meine Mutter an. Ich achte darauf, immer zu fragen, was sie gerade tut, und nie, wie es ihr geht. Vor jedem Anruf habe ich ein bisschen Angst, weil ich der Wucht des Gesprächs nicht gerecht werden oder mir ein blöder Satz herausrutschen könnte. „Es wird schon wieder“ oder etwas Ähnliches. Aber ich merke, wie gut es ihr tut, dass ich mich melde, dass wir alle uns bei ihr melden. Mein Bruder, meine Tante, Freunde und Nachbarn kümmern sich. „Du hast doch noch uns“, sagen wir zu ihr. Wir wollen sie auffangen. Sie soll wissen, wie wichtig sie für uns ist, dass sie das nicht allein durchstehen muss. Egal was noch kommt, wir sind für sie da.

Meine Mutter ist mit Günters Nachlass beschäftigt. Sie tut nun alles, um sein Leben auch auf dem Papier abzuschließen. Ordnet seine Dokumente, öffnet Briefe, heftet Rechnungen ab, ruft bei Behörden an, kündigt Verträge und Versicherungen. Sie nimmt in dieser Zeit 8 Kilo ab, am Ende wiegt sie nur noch 52 Kilo bei einer Größe von 1,70 Meter. Als die Arbeit um das Erbe abebbt, verliert meine Mutter ihre einzige Aufgabe. Sie ist antriebslos, empfindet keine Freude mehr. Drei Monate nach Günters Tod fällt sie in eine Depression. Der Motor, der ihr Leben in den vergangenen Jahren angetrieben hat, ist zerstört. Es gibt ihn nicht mehr.

Sein Tod, so muss sie es empfunden haben, hat ihr die Zukunft geraubt. Manchmal ist sie wütend, weil er nie mit dem Rauchen aufgehört hatte, obwohl sie ihn immer darum bat. Dann versteht sie nicht, warum er ihr nie von dem Arztbesuch erzählt hat, bei dem festgestellt worden war, dass etwas mit seinem Herzen nicht stimmte. Den Krankenbericht fand sie später in seiner Wohnung.

Und obwohl meine Mutter nie Medikamente genommen hat, lässt sie sich nun zu Antidepressiva überreden. Die helfen zwar, trüben aber auch ihre Wahrnehmung. Wenn sie einkaufen geht, fühlt sie sich wie betrunken, ihr wird schwindelig. Nach ein paar Wochen setzt sie die Tabletten ab, weil sie das Gefühl nicht erträgt, die Kontrolle über sich zu verlieren. Sie fühlt sich wieder schlechter. Beginnt mit anderen Antidepressiva. Die beeinträchtigen zwar nicht so stark ihre Wahrnehmung, aber nun liegt sie nachts stundenlang wach und denkt über das Leben nach.

„Immer noch besser, als ständig deprimiert zu sein“, sagt sie. In einem Trauerforum tauscht sie sich mit anderen Menschen aus. Auch ein Psychologe hilft ihr, dem sie von ihren Ängsten erzählen kann und den Sorgen, die immer größer zu werden scheinen.

In einem Karton bewahrt meine Mutter noch einige Dinge von Günter auf, die sie nicht weggeben kann: ein Jeansshirt, in dem sie ihn gern sah, ein Hemd, das sie zusammen in Mexiko gekauft haben, seine Uhr, sein Handy und sein Rasierwasser, an dem sie ab und zu noch riecht. In ihrem Schrank stehen, sorgfältig abgeheftet in einem Ordner, die Chatprotokolle von damals. Sie hatte sie alle ausgedruckt, als sie sich kennenlernen und von einer gemeinsamen Zukunft träumten. Meine Mutter vermisst es, Günters Stimme zu hören. Sie vermisst seine selbst gezüchteten Sonnenblumen, die selbst gemachte Marmelade, die Tomaten, Gurken und Zucchini aus seinem Garten.

**ES GIBT KEINE** Regelmäßigkeit mehr, wenn ein naher Mensch gestorben ist, keinen Alltag. Hinterbliebene müssen mit größter Not und Anstrengung ihr Leben neu formen, die Tage überstehen. Manchmal halten Trauernde sich an ganz banalen Terminen fest, um den Tag zu strukturieren. Meine Mutter freut sich sogar über einen Zahnarzttermin, „eine kleine Tagesetappe“, sagt sie.

Das Loch, das Günter in ihr Leben gerissen hat, ist so groß, dass sie es nicht auf einmal stopfen kann. Sie muss viele Stückchen aneinanderheften, damit es kleiner wird. In der Wohnung gehe sie kaputt, sagt sie. Sie macht Ausflüge mit Freundinnen, meist sind es alleinstehende Frauen. Die Waldluft tue ihr gut, die Bergspitzen, die Ruhe. Schritt für Schritt, das Knirschen der Erde unter den Füßen. Sie geht nun dreimal in der Woche ins Fitnessstudio: Yoga, Zumba, Rückenfit.

Demnächst will sie sich auch ehrenamtlich engagieren, vielleicht in einem Krankenhaus einsamen Menschen Trost spenden. Meine Mutter hat durch Günters Tod eine neue Empathie gefunden. Sie kann nun über ihre Gefühle reden und sie zeigen – auch meinem Bruder und mir gegenüber. Sie nimmt uns jetzt lange in den Arm, wenn wir sie besuchen, und sagt uns, wie lieb sie uns hat.

---

*Kristin Haug findet den Sinn und Irrsinn des Lebens beim Polonaise-Tanzen.  
kristin.haug@spiegel.de*